



Glaubenssachen

Sonntag, 17. Oktober 2021, 08.40 Uhr

Unverdientes Lob?

Die spirituelle Dimension von Wertschätzung und Anerkennung

Von Robert Schurz

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Es gibt Menschen, die sich ungern loben lassen. Das kann zweierlei Gründe haben: zum einen kann der Verdacht entstehen, daß das Lob nicht ehrlich gemeint ist, sondern einem gewissen Zweck dient. Frei nach Goethe: Man merkt Absicht und man ist verstimmt. Zum anderen kann man im Lob auch eine Anmaßung sehen, die darin besteht, dass jemand meint, das Tun des anderen beurteilen zu können. Denn der Beurteilende, also der Lobende oder der Tadelnde, stellt sich in gewisser Weise über den, den er beurteilt. Mithin ist eine Beurteilung immer auch Bewertung und eine Abneigung dagegen, bewertet zu werden, gibt es allemal. Dennoch wird in jedem Erziehungsratgeber durchgängig eine lobende Grundhaltung empfohlen. Das Loben wird dabei im psychologischen Sinne als Verstärkung definiert beziehungsweise als Ermutigung und Ansporn. Tatsächlich hat es sich in der Lernforschung gezeigt, daß Belohnung, - also auch Lob - auf lange Sicht effektiver wirkt als Bestrafung, -also als Tadel und Abwertung. Das Lob, so heißt es, steigert das Selbstwertgefühl der Kinder und auch deren Selbstbewußtsein. Jedoch auch die Lernpsychologie weiß, daß Belohnungen nicht zu intensiv eingesetzt werden sollen, denn dann laufen sie Gefahr, ihre Wirkungen zu verlieren. Man sollte also angemessen und nicht zu viel loben. Das bestätigt auf pädagogischem Feld auch eine neuere Studie der Universität Zürich, deren Verfasserinnen und Verfasser so resümieren:

Diese Forschung zeigt sehr eindrücklich, daß Loben auch Schattenseiten haben kann und bei weitem nicht das „Wundermittel“ ist, als das es häufig dargestellt wird. Wir müssen als Eltern, als Lehrer und überhaupt als Erwachsene sehr vorsichtig mit dem Loben umgehen, weil es eine Spirale von übertriebenen Ansprüchen und anschließendem Rückzugsverhalten in Gang setzt.

Also angemessenes Lob ist gefragt, zumindest in der Pädagogik. Wie verhält es sich aber in der Religion? Fast an keinem Ort der Welt wird so viel gelobt wie in den christlichen Kirchen, aber auch in den Moscheen und Synagogen. In einem durchschnittlichen Gottesdienst wird etwa ein- bis zwei dutzend Mal Gott gelobt und gepriesen. Ist das angemessen? Sicher nicht, denn das religiöse Lob gegenüber Gottes Werk müßte maßlos sein und das im eigentlichen Sinne des Wortes: ohne Maß, denn ein solches besitzt der Mensch gegenüber Gott keinesfalls. Das gilt auch umgekehrt für den Tadel oder das Hadern mit Gott. Hiob wird dessen eindringlich belehrt, als er sich über sein Schicksal beklagt. In der Bibel heißt es:

„Da antwortete der Herr dem Hiob und sprach: Mit dem Allmächtigen will der Tadler rechten? Wer Gott anklagt, der antworte nun! Da antwortete Hiob dem Herrn und sprach: Sieh, ich bin zu gering. Was kann ich erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund.“

Hiob hätte also besser geschwiegen als sich anzumaßen, Gottes Werk zu beurteilen. Sollte man da nicht, was das Loben betrifft, gleichermaßen verfahren und schweigen, oder wie der Schwabe treffend sagt: „Nichts gesagt ist genug gelobt“? Eine Konsequenz aus diesem Dilemma wäre, zwei Arten des Lobes zu bestimmen; die eine wäre demnach also das Gegenteil von Tadel und fügte sich in eine Skala der Bewertung ein. Die andere Art, das spirituelle Lob, wenn man es so bezeichnen

möchte, stellt eben nicht das Gegenteil von Tadel dar, sondern ist anders dimensioniert. Aber wie? Zunächst fällt auf, daß im rituellen Kontext das Verb „loben“ zusammen mit „preisen“ auftaucht. Preisen aber bedeutet auch bewundern, und der Bewunderer begibt sich eben nicht in die gehobene Position des Beurteilenden. Hier hilft vielleicht ein Blick auf die Wortherkunft weiter. Stellen wir dabei doch eine gewisse Übersetzungsproblematik fest.

Wie der Theologie Jörg Sieger ausführt, gibt es im Hebräischen keinen Unterschied zwischen Loben und Danken. Er schreibt:

Man lobt und dankt jemand genau auf die gleiche Art und Weise: man schildert nämlich ganze einfach, was dieser jemand für einen getan hat.

Somit gäbe es ein beurteilendes Loben und ein dankendes Loben. An dieser Stelle könnte man nun die Problematik des Lobens geklärt sehen, aber so einfach ist es mit dem lobenden Danken dann doch nicht. Denn dahinter steht doch ein durchaus komplexer Sachverhalt: Jeder Dank impliziert eine Machtstruktur. Wir danken also nur aus einer prinzipiellen Position der Ohnmacht heraus.

Jemand tut etwas für uns, was wir nicht selbst tun können oder wofür wir gerade keine Mittel, kein Talent, keine Lust oder schlichtweg gerade einfach keine Zeit haben. Wenn ich zum Beispiel verreist bin und mein Nachbar nach der Post schaut, so danke ich ihm anschließend, weil ich, wenn ich verreist bin, nicht in der Lage bin, meinen Briefkasten zu leeren. Der Nachbar verhilft mir in gewisser Weise aus meiner Ohnmacht. Natürlich sind das überzogene Worte für einen so banalen Sachverhalt, aber das Prinzip dahinter scheint gleichwohl durch: der Dank reagiert auf Ohnmacht. Man kann allerdings diese Machtdifferenz auch durch eine Art emotionalen Vertrag auflösen. So verpflichte ich mich, im Falle des Verreisens meines Nachbarn, ebenfalls nach seiner Post zu schauen. Auf diese Weise wäre ich ihm nichts schuldig geblieben und müsste mich auch nicht zwangsläufig bedanken. Dennoch tue ich es selbstverständlich, obwohl in diesem Fall die Machtdifferenz durch den Vertrag ausgeglichen wurde. Genau dieser Umstand zeigt aber an, daß der Dank als Modus des menschlichen Verhaltens wahrscheinlich ursprünglicher ist, als jeder Vertrag. Und noch etwas fällt auf: nämlich daß Dank auch das Phänomen der Schuld ins Spiel bringt. Es heißt ja auch: Ich schulde ihm Dank. Die Schuld verweist auf ein Missverhältnis bzw. soziales Gefälle.

Immerhin tut der Dank aber so, als ob er die Schuld teilweise ausgleichen würde. Also wenn ich jemanden Dank schulde und mich dann tatsächlich bedanke, dann ist doch die Schuld gewissermaßen getilgt, -oder? Nicht immer, wird manch ein Beobachter einwerfen. Denn vielleicht muss ich einem Anderen ja auch ewig dankbar sein und ein einzelnes Dankeswort für dessen Tat reicht dann nicht aus. Mithin: die Größe des Danks oder auch die Größe der Schuld richtet sich nach Größe dessen, was der andere für mich tatsächlich getan hat und nach der Frage der möglichen Vergeltung. Habe ich aber überhaupt die Chance dazu? Ein beliebtes Motiv in Unterhaltungsfilmern, egal welcher Art, ist das der gegenseitigen Lebensrettung. Also Held A rettet Held B das Leben. Held B, der sein Leben ja nun Held A verdankt, ist diesem zur Dankbarkeit verpflichtet und steht zu ihm in übergroßer Schuld. Dann ergibt sich in einer dramatischen Situation die Gelegenheit, daß Held B seinerseits das Leben von Held A

retten kann. Was für eine Erleichterung für Held B! Er hat sich von seiner Schuld befreit und muß Held A nicht mehr ewig dankbar sein. Ein gewaltiger Akt der Befreiung, -oder gar der Erlösung.

Man sieht: das mit dem Danken ist nicht so einfach, besonders wenn die Schuld oder die Verpflichtung zur Dankbarkeit ins Spiel kommt. Wer will schon dankbar sein müssen?

Die Begründerin der Kinder-Psychoanalyse, Melanie Klein, sieht die Ursachen der Dankbarkeitsproblematik in der völligen Ohnmacht des Neugeborenen. Der Säugling ist vollständig auf die Mutter angewiesen, die ihm in Gestalt der nährenden mütterlichen Brust gegenübertritt. Für die spätere Entwicklung ist es nun entscheidend, ob diese Brust reichlich spendet, oder sich versagt. Wichtig ist hier zu bemerken, daß die „Brust“ bei Melanie Klein symbolischen Status hat. Es geht nicht ums Stillen im engen Sinne des Wortes, sondern um die kindliche Befriedigung primärer Bedürfnisse durch die Mutter. Die Brust kann also ebenso gut das Fläschchen sein, aber auch die warme Decke, die auch vom Vater oder einer anderen Person gereicht werden kann. Im Buch: „Das Seelenleben des Kleinkindes“ heißt es:

Eine volle Befriedigung an der Brust bedeutet, daß das Kind das Gefühl hat, von seinem geliebten Objekt ein einzigartiges Geschenk bekommen zu haben, das es zu behalten wünscht. Das ist die Grundlage der Dankbarkeit. Zur Dankbarkeit gehört der Glaube an das gute Objekt und das Vertrauen in es.

Nach Melanie Klein wäre nun diese Dankbarkeit als Grundhaltung das Resultat einer störungsfreien und damit in gewisser Weise gesunden Entwicklung des Kleinkindes. Daraus entwickle sich später, so die Psychoanalytikerin, die Beziehungsfähigkeit und auch die Großzügigkeit. Versagt sich die Brust, erhält man also nichts geschenkt, so entwickelt sich zunächst die Grundhaltung des Neides, woraus sich später aggressive Haltungen unterschiedlicher Couleur ergeben (können). Mithin: das Kind in seiner Ohnmacht erhält nach Auffassung von Melanie Klein das große Geschenk, ist dankbar und diese Dankbarkeit ist auch lobende Dankbarkeit. Das Kind findet zunächst alles gut, was die Mutter oder die Eltern machen, singt sozusagen deren Loblied. Doch zur gesunden Entwicklung gehört auch die sogenannte Loslösung. Das Kind muß sich, um erwachsen zu werden, von der Allmacht, der Abhängigkeit von den Eltern lösen. Es wird sie kritisieren, aufbegehren, vielleicht auch rebellieren, was man schlicht die Pubertät nennt. Hier hat die Dankbarkeit, das Loblied vorerst sein Ende. Wenn alles gut läuft, findet irgendwann der erwachsene Mensch zur dankenden und lobenden Haltung gegenüber den Eltern zurück, aber das muß nicht sein. Wenn die Eltern schlechte Eltern waren, so wäre es verfehlt, an der Dankbarkeit festhalten zu wollen. Die ganze Problematik des Vierten Gebots, wonach man seine Eltern ehren sollte, hat der bekannte österreichische Volksschriftsteller Ludwig Anzengruber in seinem gleichnamigen Bühnenstück aufgerollt. Dessen Botschaft lautet: wenn Mutter oder Vater ihren Elternpflichten nicht nachkommen, dem Kind sogar massiv schaden - dann gibt es auch keine Pflicht zur Dankbarkeit.

Umso verstörender scheint es, wenn der 2019 verstorbene Pfarrer und Psychoanalytiker Bert Hellinger genau diese Pflicht zur Dankbarkeit gegenüber den Eltern zur Apotheose seiner Familien-Aufstellung macht. Apotheose meint hier, die Auflösung

innerpsychischer Konflikte im Kniefall vor den imaginierten Eltern. In einem Lexikon für systemische Aufstellung heißt es dazu:

Nach dem Kernprinzip des Familienstellens nach Hellinger ist ein Mensch dann mit sich im Reinen, wenn er mit seinen Eltern im Reinen ist. Wenn ein Kind einen Elternteil ablehnt, lehnt es zu 50 Prozent von sich selber ab und kann somit nicht glücklich werden. Elternschaft ist keine Dienstleistung, von deren Qualität es abhängt, ob das Kind ein zufriedenes Kind ist und bleibt. Eltern schulden ihren Kindern nichts. Sie haben ihnen schon alles gegeben, nämlich das Leben.

Hellinger verlangt also die unbedingte lobende Dankbarkeit gegenüber den Eltern, um selber ein glücklicher Mensch werden zu können. Der tragische Irrtum Hellingers ist der, daß er die Elternschaft mit dem Gottesbegriff verwechselt. Eltern sind auf Dauer weder allmächtig, noch gütig, noch zeugen sie ihre Kinder unbedingt mit Liebe, noch sind sie auf Dauer immer die „Großen“. Das, was die Eltern können, nämlich Kinder zeugen, kann man selber, wie viele andere, auch.

Die unbedingte lobende Dankbarkeit verbannt Menschen in das Stadium eines Kleinkindes, und das ist natürlich nicht lebensstauglich. Wie dem auch sei: die Dankbarkeit gegenüber den Eltern und gegenüber Gott unterscheidet sich in dem Punkt, daß man sich von den Eltern lösen soll und muß, von Gott, sofern man ein gläubiger Mensch ist, aber nicht. Von einer Pubertät als notwendiges Stadium des Glaubens ist auch nirgendwo die Rede, und nicht umsonst heißt es ja im Neuen Testament, daß man werden soll wie die Kinder. Man kann auch sagen: was die Eltern betrifft, so soll das dankende Lob in das beurteilende Lob übergehen. Das schließt die Dankbarkeit nicht aus, relativiert sie aber. Das Gotteslob oder der Gottesdank hat einen grundsätzlich anderen Status, denn es vermag nicht in ein beurteilendes Lob überzugehen. Das ursprüngliche dankende Lob kann aber auch anders als die erwähnte unbedingte Dankbarkeit des Kleinkindes gegenüber den Eltern begriffen werden. Der Philosoph Friedrich Nietzsche sieht in diesem ursprünglichen dankenden Lob die Freude an sich selbst, also eine Form des Selbstlobes, das in den Worten gefaßt werden kann: "Es ist gut, daß ich da bin". So kommt Nietzsche dazu, in jedem Gotteslob eine versteckte Form des Selbstlobes zu sehen, denn, wie er schreibt:

Man ist für sich selber dankbar: dazu braucht man einen Gott.

Nach Nietzsche gewinnt man nun die ursprüngliche Form des dankenden Lobs zurück, indem man lernt, sich selbst zu loben. Das meint: man soll an seiner eigenen Existenz Freude haben, und dieser ganz grundsätzlich positiv gegenüberstehen. Leben bedeutet demnach, sich selbst zu feiern. Gemeint ist damit nicht eine platte Partykultur oder Angeberei, sondern die Lebensbejahung, die Nietzsche das dionysische Prinzip nennt, im Gegensatz zur, wie er es sieht, abendländisch-christlichen Selbstverneinung. So steht bei ihm die selbstlobende, selbstbejahende Vitalität gegen eine selbstkritische und zweifelnde Geistigkeit und somit auch eigentlich gegen jede rasonierende Philosophie. Der Theologe Joachim Hake hat sich in seinem Buch: „Loben vom Warten, Lesen und Bewundern“ auch mit Nietzsches Lobkritik auseinandergesetzt und bezieht diese auf den Umstand, daß Nietzsche selber nie die

Anerkennung und das Lob erhalten hat, das er für sich wünschte. Kernpunkt seiner Kritik an Nietzsche ist aber, daß bei diesem jedes dankende Lob verdächtigt wird, bloß eine pervertierte Form eines ursprünglichen Selbstlobs zu sein.

Loben ohne zu lügen ist hier unmöglich geworden.

Dagegen setzt Joachim Hake also die Interpretation eines ursprünglich dankenden Lobs als Gotteslob, das nicht lügt. Der Mensch kennt ursprünglich ja nicht nur die Selbstfreude an seinem Dasein, sondern macht ebenso grundlegend die Erfahrung der Abhängigkeit. Und das Erwachen des Geistes beginnt gleichsam damit, daß zum Beispiel ein Kind bemerkt, dass es in einer bestimmten Lebensphase in konkreter Abhängigkeit zu seinen Eltern steht. Und mit dem Erwachen, so Hake, beginnt auch die Suche nach dem Anderen, eben so, wie ein Kind die Mutter sucht.

Wo wir suchen, rufen wir schon an; wo wir anrufen, loben wir schon und in all dem gibt sich Gott als der zu erkennen, der er ist: der zuhöchst Lobenswerte.

Das ursprünglich dankende Lob wäre so eine Suche nach dem Anderen, nach dem „Du“, das meine Existenz ermöglicht und auch bestätigt. Dieses Lob, so Hake, ist nicht bloßes Kalkül, kein bewußter Akt, kein Urteil, sondern es strömt gleichsam aus einem heraus. Er übernimmt dafür das Bild von den Sprechwerkzeugen, die Gott bloß hingehalten werden. Abschließend heißt es bei Joachim Hake:

Ein Christ wäre dann einer, der Gott die Sprechwerkzeuge hinhält, ohne von ihnen Gebrauch zu machen. Wer so mit dem Lob ernst macht, dürfte auch die alten Sehnsuchts- und Unschuldspantasien des Lobens behalten, in denen der Mensch, der erwachsene Mensch an der Seite der unberührten Natur, der unschuldigen Säuglinge und Kinder im luftleichten Kreis der Engel und Heiligen steht.

Man muß eben, so Hake, in sich das Lob entstehen lassen, was einer gewissen Einübung bedarf. Das trifft sich dann vielleicht mit dem fernöstlichen Meditationsgedanken einer tiefen Versenkung in das Sein, um eine ursprüngliche und begriffslose Dankbarkeit erfahren zu können. Ob damit die Unschuld des dankenden Lobs erhalten werden kann, sei dahingestellt zumal es noch einen viel profunderen Einwand gegen das ursprünglich dankende Lob gibt als der Friedrich Nietzsches. Die Logik des Dankens braucht nämlich den Kontrast: Danken kann ich also nur angesichts der Möglichkeit, daß ich auch etwas nicht erhalte. Ich kann für Liebe dankbar sein, denn es ist ja auch möglich, nicht geliebt zu werden; ich kann für die Existenz meiner Kinder danken, denn es wäre ja auch möglich, keine Kinder zu haben. Ich kann aber in diesem logischen Sinne nicht für meine eigene Existenz danken, denn wenn es mich nicht gäbe, dann würde sich auch der Dank erübrigen. Und dennoch wollen viele Menschen genau dafür loben, daß sie erschaffen worden sind. Und dennoch wird in den christlichen Messen fortwährend gelobt, gedankt und gepriesen. Fassen wir also zusammen: es gibt zwei Arten des Lobs: ein beurteilendes und ein dankendes. Das dankende Lob kann in ein beurteilendes Lob, wie im Falle der Eltern, übergehen oder auch, wie im Falle des Gotteslobs, bestehen bleiben. Das grundsätzliche Paradoxon

des Gotteslob, daß man eigentlich für die eigene Existenz logisch nicht dankbar sein kann, es dennoch aber ist, zeigt lediglich an, daß Logik und der Glaube nicht deckungsgleich sind. Und dieses Paradoxon verweist auch auf eine andere fundamentale Funktion des Lobs. Jedes Lob hat eine Bindungsfunktion; indem wir einem Gott für unser Sein danken, versuchen wir, eine Verbindung herzustellen zu etwas, was jenseits unserer Verstandeskraft ist, zu dem Unvordenklichen, um hier einen Begriff des Philosophen Schelling zu gebrauchen. Im Lob Gottes suchen wir eine Bindung zu Gott, und deswegen nimmt das Loben, Danken und Preisen im Gottesdienst diesen Stellenwert ein. Diese Bindungsfunktion findet sich aber auch in allen anderen Formen des Lobens wieder: auch im beurteilenden Loben stellen wir eine Verbindung zu einem anderen Menschen her. Heißt Lob doch: ich habe dich wahrgenommen, mich mit dir und deinem Werk beschäftigt. So wäre denn auch in der Pädagogik das Lob eher dazu da, eine Bindung oder Lernbeziehung herzustellen, als zu bestärken, beziehungsweise: die Bestärkung geschieht durch die Bindung. Und in diesem Sinne ist es denn auch gut, wenn die Menschen dieser Welt sich einander lobend begegnen.

* * *

Zum Autor:

Robert Schurz ist promovierter Philosoph und praktizierender Psychotherapeut